

## Religion in der (populären) Literatur

Ernstpeter Maurer

Der Begriff „Religion“ ist unscharf. Nun könnte das damit zusammenhängen, dass „Religion“ auf die Grenze des Denkens verweist, so dass hier nicht im strengen Sinne zu begreifen ist. Ein weiteres Problem liegt darin, dass das Wort „Religion“ keineswegs wesentlich zur Selbstbeschreibung dessen gehört, was wir als „Religionen“ bezeichnen. Der christliche Glaube wird zwar an prominenter Stelle so genannt – Calvin gibt seiner Gesamtdarstellung der Dogmatik den Titel *Institutio christianae religionis* –, aber damit sind keine spezifischen theologischen Konsequenzen verbunden. Erst im 18. Jahrhundert setzt sich ein systematischer Wortgebrauch durch, der „Religion“ unterscheidet von der kirchlichen bzw. überlieferten Glaubenspraxis, etwa als vernunftgemäße „natürliche Religion“, die daraufhin auch nach dem „Gemeinsamen“ aller Religionen sucht.<sup>1</sup> Eine profilierte Bestimmung findet sich bei Schleiermacher und Hegel. Hier wird Religion zwar zu einer Region des Geistes neben Wissenschaft, Moral und Kunst, aber durchaus als deren Begründung. Insofern zielt Religion stets auf eine letzte Instanz, auf das Unbedingte, das Unendliche, den Sinn des Ganzen.

Da in der Philosophie des Deutschen Idealismus eine klassische Klärung der Struktur von Religion vorliegt, orientiere ich mich zunächst an Friedrich Schleiermacher, in zweiter Linie an Hegel. *Schleiermacher* beschreibt Religion als Anschauung und Gefühl – in Abgrenzung von Wissen oder Wollen, also auch von Metaphysik und Moral.<sup>2</sup> „Gefühl“ präzisiert er später als unmittelbares Selbstbewusstsein.<sup>3</sup> Im Unterschied zu einem Bewusstsein meiner selbst, in dem ich mir zum Gegenstand der Betrachtung werde, ist das unmittelbare Selbstbewusstsein die ursprüngliche, innerste Erfahrung

---

1 Vgl. Falk Wagner, Religion II. Theologiegeschichtlich und systematisch-theologisch, TRE 28, 522–545, hier 522.

2 Friedrich Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (1799), Stuttgart 1969, 35 u.ö.

3 Friedrich Schleiermacher, Der christliche Glaube (1830, hg. von M. Redeker), Berlin 1960 (7), §§ 3–5.

meiner Identität. Der Unterschied kann exemplarisch skizziert werden als Differenz zwischen der Selbstmissbilligung und der Scham.<sup>4</sup> Wird Religion – oder später: Frömmigkeit – als Gefühl bestimmt, so meint das ein ganz besonderes Gefühl, umgekehrt ist nicht jedes Gefühl bereits im engeren Sinne religiös. Wohl aber erlebe ich im unmittelbaren Selbstbewusstsein stets mein Innerstes, weshalb keine genaue Grenze gezogen werden kann. Daher kann immer gefragt werden, ob religiöse Motive oder krypto-religiöse Stoffe schon auf der Ebene des *religiösen* Gefühls rezipiert werden.

Ein Gefühl im Sinne Schleiermachers ist eine so oder so gefärbte, auf meine Welt bezogene Bestimmung meines unmittelbaren Selbstbewusstseins. Solche Gefühle sind daher immer relativ, weil ich mich stets erlebe in meiner Welt, immer relativ abhängig von anderem und zugleich relativ frei, mich darauf zu beziehen. Frömmigkeit im strengen Sinne ist hingegen ein Gefühl der nicht mehr relativen, sondern absoluten – in der berühmten Wendung: *schlechthinigen* – Abhängigkeit, die nicht mehr auf „etwas“ bezogen sein kann, sondern in der ich mich selbst mitsamt meiner Welt als Einheit erfahre, die von woanders her gegründet sein muss, weil ich sie zugleich als gegeben erfahre. Es leuchtet ein, dass hier keine begriffliche Sprache mehr angemessen sein kann, weil Begriffe eine (möglichst klare) Unterscheidung der Erkenntnis von der erkennbaren Wirklichkeit voraussetzen.

Nun liegt in Schleiermachers Gedankengang das unmittelbare Selbstbewusstsein immer schon jeder Erkenntnis und jedem Wollen, also dem Wissen und dem Handeln voraus. Daher darf Religion nicht mit Metaphysik oder Moral verwechselt werden, soll beide aber durchdringen und letztlich begründen. Die Gefühle überhaupt, die als solche noch keineswegs religiös sind, weil sie ja immer nur relativ, auf die Welt bezogen sind, werden im Idealfall von der Frömmigkeit, also von einem ganz bestimmten Gefühl her geprägt. Die Gefühle als Bestimmungen des unmittelbaren Selbstbewusstseins entziehen sich natürlich allesamt dem Begreifen. Ich kann mich selbst betrachten und vielleicht auch mein Verhalten differenziert beschreiben, aber dann bin ich meiner selbst in vermittelter Weise bewusst, ich erkenne mich prinzipiell so, wie andere mich auch erkennen könnten. Dabei distanziere ich mich von mir selbst. Davon hebt sich die in der Regel unthematische und selbstverständliche Erfahrung meiner Identität ab, die ja aus den angegebenen Gründen nicht im engen Sinne *objektiviert* werden kann. Sie tritt aber in unterschiedlichen Nuancen hervor, im Wechsel der Gefühle werde ich meiner selbst inne. Daher kann ich Gefühle zur Sprache bringen, aber

---

4 Vgl. a.a.O., 17.